

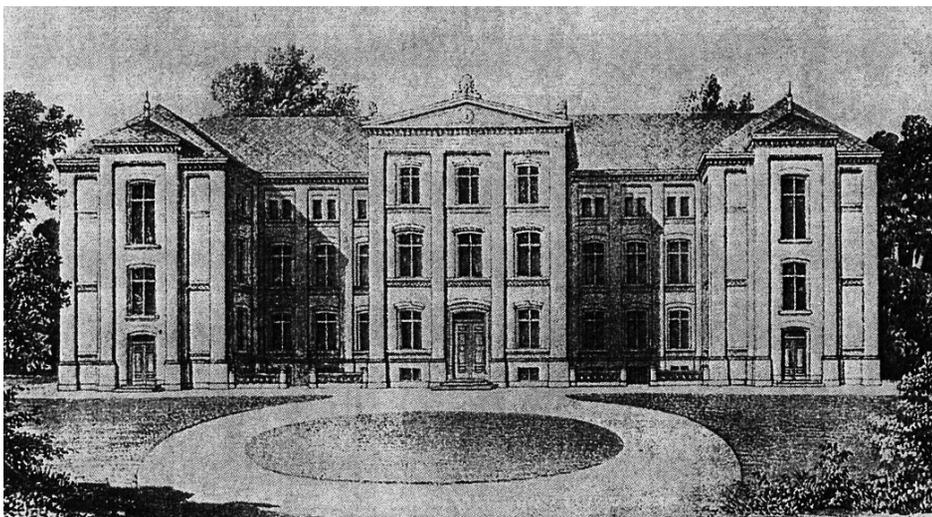
Mit Tradition und für die Zukunft

In Berlin soll ein Zentrum für Jüdische Studien entstehen

Das Konzept für das zu gründende Zentrum für Jüdische Studien in Berlin orientiert sich an den Empfehlungen des Wissenschaftsrats vom Januar 2010 zur Einrichtung islamischer und jüdischer Studien an deutschen Universitäten. Das Projekt wird von den Ländern Berlin und Brandenburg getragen und ist ein Gemeinschaftsprojekt der Universität Potsdam, der Freien Universität und der Humboldt Universität zu Berlin. Das Zentrum steht dabei in der Tradition der im Juli 1942 von den Nationalsozialisten geschlossenen »Hochschule für die Wissenschaft des Judentums«, wird seinen Sitz in Berlin haben und sowohl Forschungszwecken als auch der Lehre dienen.

Gemeinde zu Berlin wird es auch Veranstaltungen wie Konferenzen, Vortragsreihen, Einzelvorträge und Diskussionsforen anbieten, die auch für eine interessierte nicht-akademische Öffentlichkeit zugänglich sind.

Bereits bestehende internationale Kooperationen der beteiligten Universitäten und Einrichtungen mit Institutionen in den USA, Israel, Großbritannien, Frankreich (wo es überall bedeutende Institute für Jüdische Studien gibt) wie auch die Zusammenarbeit mit den Jüdischen Universitäten in Osteuropa, dem Jewish Theological Seminary (New York), dem Hebrew Union College (Cincinnati) und anderen Einrichtungen sollen ausgebaut werden.



Haus mit langer Geschichte: Im ehemaligen Jüdischen Krankenhaus in der Berliner Auguststraße soll das Zentrum seine Heimat finden.

Das fächerübergreifende Zentrum wird alle Disziplinen umfassen, in denen Forschung und Lehre zu Jüdischen Studien betrieben wird: Theologie, Religionswissenschaft, Kulturwissenschaft, Literaturwissenschaften, Philologien, Geschichte, Mediävistik, Musikwissenschaft, Kunstgeschichte, Politik- und Sozialwissenschaften. Es werden einerseits reguläre Lehrstühle der Universitäten, andererseits aber auch Institutionen wie das Kollegium Jüdische Studien an der Humboldt Universität, An-Institute wie das Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, das Abraham Geiger Kolleg, das Touro College und das Centrum Judaicum beteiligt sein.

Das Zentrum wird Fellows und Gastwissenschaftler aus dem In- und Ausland aufnehmen und sie mit deutschen Wissenschaftlern zusammenbringen. Es wird Forschungsstellen für Nachwuchswissenschaftler einrichten und in der Lehre eng mit den universitären curricula kooperieren. In Zusammenarbeit mit der Jüdischen

Geplant ist auch die Einrichtung eines Archivs und der Aufbau einer Bibliothek sowie die Vernetzung mit bereits bestehenden Einrichtungen (Bibliothek der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Bibliothek des Moses Mendelssohn Zentrums Bibliothek des Berliner Centrum Judaicum u.a.), die in Form eines Verbundkataloges unter dem Dach des Kooperativen Bibliothekenverbundes (KOBV) stehen könnte.

Die Jüdische Gemeinde zu Berlin ist bereit, das der Gemeinde gehörende Areal Auguststraße 14, 15 und 16 dem Zentrum zur Verfügung zu stellen. Die drei historischen Gebäude, die groß genug sind, um Hörsäle, eine Bibliothek, Seminar- und Besprechungsräume sowie Wohnungen für die Fellows einzurichten, sind Bestandteil des denkmalgeschützten Ensembles »Spandauer Vorstadt«. Zwei der Gebäude, die der Grundsanierung bedürfen, sind als Werke des bedeutenden Architekten Carl Eduard Knoblauch in die Berliner Denkmalliste eingetragen.

Editorial

Im zu Ende gehenden Jahr 2010 sind eine Reihe bemerkenswerter Ereignisse zu konstatieren. Zunächst einmal freue ich mich, dass nach längerer Vorlaufzeit das Walther Rathenau Graduiertenkolleg am Moses Mendelssohn Zentrum (MMZ) seine Arbeit aufnehmen konnte. Die Doktoranden und ihre Themen, die von Professoren der Universität Potsdam, der Freien Universität und der Humboldt-Universität betreut werden, werden nun regelmäßig hier im »Dialog« vorgestellt.

Ein erfreuliches Ereignis war auch die Verleihung der Mendelssohn-Medaille an Berthold Beitz in Essen. Jürgen Rüttgers, der damalige Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, hielt eine vielbeachtete Laudatio, die im Einklang mit der Würdigung durch Charlotte Knobloch, der Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland, die Verdienste von Beitz als »Judenretter« in der Zeit des Nationalsozialismus hervorhob.

Die Moses Mendelssohn Stiftung, die sich als Dachorganisation des MMZ in Potsdam und der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt begreift, wird sich in Zukunft verstärkt dem Bau von Studentenwohnheimen in deutschen Universitätsstädten zuwenden. Gegenwärtig wird der Bau solcher Wohnheime, die »smartments« genannt werden, in Hamburg, Lübeck, Köln, Mainz und Tübingen realisiert. Die Häuser sollen nach Personen der deutsch-jüdischen Geschichte benannt werden. Die Stiftung will mit damit neue Wege des Gedenkens beschreiten.

Erfreulich ist auch, dass der langgehegte Plan, ein regionales »Zentrum für jüdische Studien« zu gründen, Realität zu werden scheint. Alle Beteiligten versprechen sich davon eine Bündelung der Aktivitäten auf dem Feld der Jüdischen Studien im Raum Berlin-Brandenburg. Die Verhandlungen über die Einzelheiten der Kooperation zwischen der Humboldt-Universität, der Freien Universität Berlin und der Universität Potsdam – und hoffentlich demnächst auch der Technischen Universität Berlin – werden gegenwärtig intensiv geführt. Ich bin zuversichtlich, dass es in dieser Angelegenheit zu weiteren positiven Abschlüssen kommt und dass schon im Jahr 2012, dem 200. Jubiläum des Emanzipationsediktes in Preußen, das Zentrum seine Arbeit aufnehmen kann.

Ich wünsche unseren Freunden und Unterstützern friedliche Feiertage und alles Gute zum Jahreswechsel.
Julius H. Schoeps

Bild und Spiegelbild

Das Walther Rathenau Graduiertenkolleg war zu Gast in der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt

Das Bild zeigt einen Mann. Nicht älter als vierzig Jahre ist er. Trotzig steht er in der Mitte eines großen Raumes, die schwere Arbeitsschürze hängt ihm vor dem Bauch. Wäre die Aufnahme nicht so gestochen scharf, dem Betrachter würde entgehen, dass der Abgebildete ganz offensichtlich keine Angst hatte. Festen Stand bezog er in der Mitte dieser Halle, kurz vor dem Betätigen des Auslösers. Der Fremde ist Bildmotiv und man sieht ihm an, dass er das weiß. Dies hier ist keine schnelle Aufnahme, die eine rasche Bewegung oder eine hektische Szene festhält. Nein, ruhig wirkt alles und massiv wirkt er in dieser Umgebung, die mit Gerümpel zugestellt ist. Das Bild, das im Kleinformat an der hinteren Wand der Portraitgalerie im ehemaligen Mikwenhaus, dem heutigen Berend Lehmann Museum, hängt, verlangt, es sich zweimal anzusehen. Der zweite Blick gehört der Umgebung. Wo eben noch Gerümpel war, sieht man nun Details. Umgekippte Bänke, zerstörte und auf dem Boden liegende Rollen. Ein Bild der Verwüstung. Aufgenommen wurde dieses Photo kurz nach der Pogromnacht des 9. November 1938 an einem Ort, den es nun nicht mehr gibt: der alten Barocksynagoge in Halberstadt.

Vor einigen Jahren von einer Halberstädterin dem seit 2001 existierenden Museum übergeben, ist das Foto Detail einer mehrhundertjährigen Geschichte und wie in ihr verschwimmen zunächst die Grenzen zwischen Realität und Wahrnehmung auch bei der Betrachtung des Bildes, liegt die Deutung im Nebel und die Interpretation einzig beim Betrachter. Eindeutiges, Identifizierbares bietet die Fotografie nicht. Wer in dem Fremden einen Profiteur der Pogrome sehen möchte, der kurz nach dem 9. November 1938 die Synagoge nach Brauchbarem durchsucht; wer meint, Antisemitismus, Opportunismus oder beides gleichermaßen hätten ihn auf das Bild geführt, der wird fündig. Es kann gar nicht anders sein, meldet sich der Gedanke lautstark zu Wort: Wer sich mit stolzer Brust an den Ort stellt, an dem der Antisemitismus seine Gewalttätigkeit zeigte und die einen Nachbarn bewiesen, wozu sie fähig sind, der kommt aus anderen Gründen denn aus Trauer. Aber der Zweifel bleibt. Warum sich ablichten lassen, wenn man die anderen Nachbarn bestiehlt? Weil dort – im Herbst 1938 – sich das Gewissen so wenig meldete wie die öffentliche Empörung? War sich der Plündernde so sicher, dass er nicht mal den Schutz der Heimlichkeit suchen musste?

Und dann schwankt man doch und fragt sich, ob es nicht der Fremde ist, der den Satz, wonach man von allem nichts gewusst habe, unmöglich macht. Könnte er für das genaue Gegenteil stehen: Mit eigenen Augen wahrnehmen, was sich tatsächlich abgespielt hatte. Er, der es doch sehen musste, der hier so fest und unbeirrt im vorläufigen Epizentrum der Katastrophe steht. Auf

die Frage folgt die Hoffnung. Erblickt man hier ein Zeichen der Mündigkeit, ist dieses Dokument eines des Engagements. Zeigt es jemanden, der nicht wegsehen wollte, der nicht die Fensterläden schloss als es später zur Deportation kam und der sich auf das Foto traute, weil er sich traute, weil er Mut hatte?

Dieses Bild stellt viele Fragen und beantwortet keine. Das muss es nicht. Es ist klug von den Verantwortlichen, es nicht vergrößert zu haben und es ist richtig, es nicht näher zu betiteln. Würde eine Bildunterschrift existieren und würde sie auch nur benennen, was so offensichtlich ist, dass da einer steht zwischen zerstörten Bänken in einer geschändeten Synagoge, das Foto würde als Zeit-

Barocksynagoge stand oder der freie Platz, der sich durch den Abriss des Hauses von Berend Lehmann (1661–1730), des berühmten Halberstädter Hofjuden, in den späten 1980er-Jahren auftat. Neben diesen Wunden existieren Orte der Erinnerung und der Toleranz: Stätten, die an die jüdische Geschichte erinnern, an Neo-Orthodoxie und an Reformbewegung. Die Moses Mendelssohn Akademie, beheimatet im Gebäude der Klaussynagoge in der Halberstädter Unterstadt, oder das Kaffee Hirsch, in dem man traditionelle jüdische Gerichte findet, gehören zu diesen Plätzen.

Dass die jüdisch-nichtjüdischen Beziehungen in der Geschichte dieses Städtchens im Harzvorland



Am 6. und 7. November ging das von der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit und dem Moses Mendelssohn Zentrum getragene Walther Rathenau Graduiertenkolleg zur inhaltlichen Vorbereitung der nächsten Monate in Klausur und zog sich dafür in die Abgeschiedenheit Halberstadts, dem Sitz der Moses Mendelssohn Akademie zurück. Hier führt Uri Faber die Doktoranden durch das Berend Lehmann Museum.

Foto: Kotowski

dokument zu einem Puzzle in der eigenen Geschichtswahrnehmung. Nein, der Fremde ist weder Helfer noch Gefahr. Er ist beides, weil er keines von beidem ist. Er ist, solange man die Umstände nicht rekonstruieren kann, die zu dieser Aufnahme führten, mit Sicherheit zunächst nur eines: Projektionsfläche. An ihm entzündet sich die Hoffnung, dass es Wenige gab, die der Verlockung des Nationalsozialismus widerstanden und nährt sich die Befürchtung, dass es eben doch nicht so war. Das Photo war eingangs unscharf, jetzt ist es ein Splitter im Auge, und der beweist sich einmal mehr als das beste Vergrößerungsglas.

Wer sich von Berlin aus auf den Weg in den 40.000 Einwohner zählenden Ort Halberstadt macht, der erwartet Ruhe und Abgeschiedenheit. Die vermutete Abgeschiedenheit lässt sich finden, aber Ruhe sucht man auch auf leeren Straßen vergebens. In Halberstadt gibt es Narben, die sich kaum schließen lassen – Narben wie das offene Gelände, auf dem die geschändete

verstehbar werden und erhalten bleiben, ist der Arbeit der Akademie und vieler Engagierter geschuldet. Umso erschreckender ist die prekäre finanzielle Lage, in der sich die Moses Mendelssohn Akademie derzeit befindet. Es wäre nur begrüßenswert, wenn sich die Zusammenarbeit zwischen der Akademie, dem Walther Rathenau Kolleg und der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit noch intensivieren würde. Von dieser Zusammenarbeit könnten alle Beteiligten nur profitieren. Vorerst nutzte sie den Kollegiaten und Kollegiatinnen des Walther Rathenau Kollegs zur Vorbereitung der nächsten Sitzungen und zur Besprechung zukünftiger Projekte. Dass die Beteiligten des Kollegs nicht nur in Klausur gehen, sondern viel über Halberstadt und die Geschichte der Halberstädter Juden lernen konnten, ist der Gastfreundschaft und dem ungeheuren Wissen der Engagierten, namentlich Uri Faber und Jutta Dick, zu verdanken.

Christian Dietrich

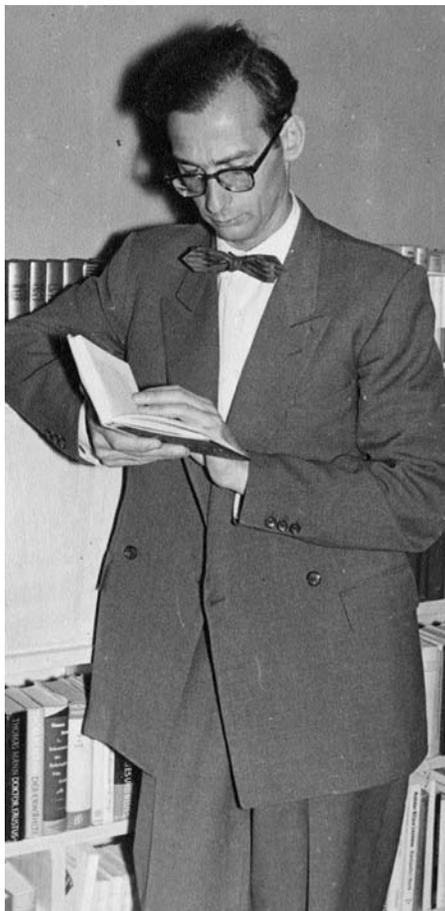
»Kritik ist eine moralische Aufgabe«

Leben und Werk Walter Boehlichs

Literaturkritiker, Lektor, Übersetzer, Herausgeber, Publizist – Walter Boehlichs Tätigkeiten waren vielfältig. Gemeinsam ist ihnen, dass sie gleichsam in der zweiten Reihe stattfanden: ein Text wird bewertet, druckfertig oder (wieder) zugänglich gemacht, ins Deutsche übertragen, das tagesaktuelle politische Geschehen kommentiert. Was wie eine Zweitverwertung schon vorhandenen Wissens erscheinen mag, erfüllt gleichwohl eine wichtige Funktion für die Öffentlichkeit. Die immer unüberschaubare Masse an Informationen wird nach ihrer Relevanz sortiert und so mitgewirkt am Prozess der Traditionsbildung. Was Walter Boehlich der Überlieferung für wert hielt, lässt sich an seiner 2008 vom Moses Mendelssohn Zentrum als Schenkung übernommenen Bibliothek ablesen (vgl. Dialog 1/2008) und war Gegenstand einer vom MMZ und dem Institut für Germanistik der Universität Potsdam veranstalteten Konferenz im Dezember 2009. Sein literarischer Einsatz galt etwa Virginia Woolf, Marguerite Duras, Ramón José Sender und Herman Bang, von denen er Texte aus dem Englischen, Französischen, Spanischen und Dänischen übertrug. Historisch interessierten ihn das Deutschland des 19. Jahrhunderts, die demokratischen Schriftsteller und Gelehrten und ihre Rolle in der gescheiterten Revolution von 1848, deren Texte er in den sechziger Jahren bei Suhrkamp in der Reihe »sammlung in sel« neu herausgab. Dieses geschichtliche Steckpferd war für ihn jedoch nicht Selbstzweck, sondern gewann erst Bedeutung vor dem Hintergrund der zeitgenössischen politischen Geschehnisse. Wäre es damals schon gelungen ein Deutschland in Einheit und Freiheit zu schaffen, wären dem Land, so schreibt er, »mindestens drei Bürgerkriege, zwei Weltkriege und Hitler erspart« geblieben. Weil es aber nicht so kam, widmete er sich zunehmend der Kritik des Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und dem für ihn problematisch gebliebenen Verhältnis des Staats zu seinen Bürgern. So tritt zur Vielfalt der beruflichen Aktivitäten die der Interessen. Beide waren auch biographisch bedingt.

Walter Boehlich wurde 1921 in Breslau geboren. Aufgewachsen in einer bildungsbürgerlichen Familie – seine Großmutter war Schriftstellerin, seine Mutter Familienforscherin und Bibliothekarin, sein Vater Philologe und Schriftsteller –, verlief sein Werdegang nicht geradlinig. Trotz seiner deutschnationalen Einstellung und seines freiwilligen Dienstes in der Wehrmacht, galt er den Nationalsozialisten wegen der jüdischen Herkunft seiner Großeltern, die sich 1888 hatten taufen lassen, als »Mischling ersten Grades.« Die Folge war 1940 die Entlassung aus der Wehrmacht und das Verbot regulär zu studieren. Nur als Gasthörer an der Universität Breslau geduldet, belegte er Kurse in Germanistik und Kunstgeschichte und konnte mit Hilfe seines Lehrers, Paul Merker, erste Rezensionen in einer Fachzeitschrift veröffentlichen. 1945 entkam Boehlich aus der »Festung« Breslau nach Hamburg. In Bonn wurde er dann Assistent des Romanisten Ernst Robert Curtius. Mit dessen Emeritierung verlor er

diese Stelle und arbeitete von 1951 bis 1954 in Aarhus und von 1954 bis 1957 in Madrid als DAAD-Lektor. Nicht nur nebenher widmete er sich der Literaturkritik. Seine scharfen u.a. im »Monat« und im »Merkur« veröffentlichten Urteile etwa zu Thomas Manns »Doktor Faustus«, zum Wörterbuch der Brüder Grimm und



Walter Boehlich in den 1950er-Jahren.

zu den Übersetzungen der Werke Kierkegaards und Prousts erregten Aufmerksamkeit. Deshalb holte ihn Peter Suhrkamp 1957 als Lektor an seinen Verlag, in der Hoffnung, das kritische Potenzial Boehlichs einzubinden. Nach Suhrkamps Tod wurde er unter seinem Nachfolger Siegfried Unseld zum Cheflektor und galt schnell als intellektueller Kopf des Verlags. Suhrkamp wurde in den sechziger Jahren zu einem der führenden literarischen und geisteswissenschaftlichen Verlage, die die Studentenrevolte inspirierten. Auch für Boehlich selbst und viele Lektoren im Verlag waren die von ihnen verlegten Titel Anspruch und Verpflichtung die theoretisch angemahnten Veränderungen der Bundesrepublik auch in die Tat umzusetzen. 1968 legten sie Unseld ein Lektoratsstatut vor, dass die innerbetriebliche Organisation demokratisieren sollte. In der Folge hätte der Verleger Unseld nicht mehr das letzte Entscheidungsrecht über die Publikation von Werken gehabt, sondern hätte sich mit seinen Mitarbeitern abstimmen müssen. Da Unseld sich die Entscheidungsbefugnis nicht nehmen lassen wollte, trennten sich die Lektoren vom Verlag und gründeten

1969 den »Verlag der Autoren«, der sich bis heute im Besitz der Autoren und Mitarbeiter befindet. Fortan wirkte Boehlich als freier Publizist, der sich seine Tätigkeitsfelder selbst suchen konnte. Mit der Trennung von Suhrkamp fiel die Veröffentlichung von Boehlichs meist diskutiertem Text zusammen. 1968 lag dem »Kursbuch« ein Poster mit dem Pamphlet »Autodafé« bei. Hier postuliert er den Tod der bürgerlichen Kritik und fordert eine neue, politische Literaturkritik. Gemäß diesem Credo wendete sich Boehlich in den siebziger Jahren lateinamerikanischer Literatur zu. Neben seine Veröffentlichungen in bürgerlichen Zeitungen und Zeitschriften wie der »Zeit«, dem »Spiegel« und der »Süddeutschen Zeitung« traten die Publikationen in linken Blättern wie der »Deutschen Volkszeitung« und »Konkret«. Seit der Gründung des Satire-Magazins »Titanic« 1979 schrieb er bis zu seinem krankheitsbedingten Ausscheiden 2001 eine monatliche Kolumne zum aktuellen politischen Geschehen. Als er 2006 starb, war sich das Feuilleton einig, dass mit ihm einer der großen Intellektuellen fehlen werde.

Die biographisch angelegte Dissertation soll mehr als mitteilen, dass Boehlich geboren wurde, arbeitete und starb. Eine Biographie hätte zu beschreiben, wie und warum sich ein konservativ-bürgerlicher Kritiker zu einem Publizisten entwickelte, der gegen die bürgerliche Kritik die politische Bürgermeinung setzte. Sie hätte dabei immer auch zu reflektieren, wie Boehlich sich zu seiner Herkunft aus dem Judentum verhielt, dem Zeit seines Lebens sein Interesse und seine Sympathie galt, auch wenn er von sich behauptete, dass er »in einem vernünftigen Sinne kein Jude« sei. Sie müsste schließlich zeigen, welche Gründe die zunehmende Politisierung Boehlichs – vom allein ästhetischen Literaturforscher, über den Unterstützer liberaler Studentengruppen während seines Aufenthaltes im frankistischen Spanien bis hin zum Verteidiger der Verfassung und der Freiheit des einzelnen Bürgers gegenüber dem Staat – hatte. Eine Biographie muss diese Vielfalt nicht auf einen Nenner bringen. Aber sie kann die spezifische Mischung von Eigensinn, Kontingenz und Zeitbedingtheit eines Lebenslaufes in den Blick nehmen, nicht um ihn als typischen auszuweisen, sondern um die Rolle der meist unsichtbaren Wissensvermittler für die öffentliche Meinung deutlich zu machen. *Christoph Kapp*



Christoph Kapp, Jahrgang 1977, studierte an der FU Berlin und der Universität Potsdam Philosophie, Literaturwissenschaft und Neuere Geschichte. Seit Mai 2010 ist er Promotionsstipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit und Kollegiat am Walther Rathenau Graduiertenkolleg.

Vorstoß in klassische Männerdomänen

Eine Konferenz in Potsdam beleuchtete die Selbstemanzipation deutsch-jüdischer Frauen

Das hatte selbst Prof. Dr. Julius H. Schoeps noch nicht erlebt: Eine wissenschaftliche Konferenz, die ausschließlich von Frauen vorbereitet, gestaltet und moderiert wurde. Selbst die Eröffnung der Konferenz folgte nicht dem üblichen wissenschaftlichen Schema. Keinen tragenden Festvortrag, sondern eine Collage mit Piano und Grammophon präsentierten die Referentinnen der Tagung Dr. Elke-Vera Kotowski, Dr. Anna-Dorothea Ludewig, Hanna Lotte Lund, Jutta Dick, Prof. Dr. Christine Geffers Browne, Jeanette Toussaint, Dr. Ines Sonder und Helen Thein-Peitsch sowie Senka Brankovic. Letztere trug als einfühlsame Pianistin zum Gelingen des Auftaktabends bei.

Brandenburgs Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Dr. Martina Münch, stellte in ihrem Grußwort im Kutschstall des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam heraus: »Es ist spannend und lohnenswert, die Verdienste dieser Frauen im Spiegel der Gegenwart neu zu hinterfragen und zu reflektieren, um uns Heutigen ihr Vermächtnis ans Herz zu legen.«

Die Vorträge der Tagung spannten einen Bogen von der Zeit Friedrichs des Großen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts und verfolgten den Einfluss der Salonièren auf das kulturelle Berlin, die wachsende weibliche Mitsprache in Politik und Gesellschaft sowie deren Vorstoß in klassische Männerdomänen.

»Poesie war gestattet, wenn der Pudding gekocht war«, charakterisierte Lund das Verhältnis zu den zahlreichen männlichen Gästen der Salons. Wichtig sei ihr, dass aus Legenden Wissenschaft werde: »Wir müssen schauen, wie sich die Quellenlage dazu verhält. Es gibt wenige Selbstaussagen der Salonièren, aber viele Geschichten.«

Jutta Dick, Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt, vollzog in ihrem Beitrag über Otilie Assing den Sprung nach Amerika. Die Nichte von Karl August Varnhagen von Ense wanderte 1852 in die USA aus. Dort wurde sie Korrespondentin für Johann Friedrich Cottas »Morgenblatt für gebildete Leser«. Von

1855 bis zu ihrem Tod war sie dem ehemaligen Sklaven und späteren Bürgerrechtler Frederick Douglass sehr verbunden. Für Assing war die Emanzipation von Frauen kein Thema und Betätigungsfeld, sie wandte sich vor allem gegen die Sklaverei. Auch in ihren Texten stehen also die Menschen im Mittelpunkt. »Und das keineswegs so sentimental wie in Onkel Toms Hütte«, urteilte Jutta Dick.

Als Berliner Jüdin mit großem politisch-sozialem Engagement würdigte Prof. Dr. Christine Geffers Browne (Brandeis University, Waltham/Boston) dann Lina Morgenstern. Die Tochter eines Breslauer Möbeldhändlers gründete den ersten Berliner Kindergarten nach dem Konzept des Pädagogen Friedrich Fröbel, welches in Preußen aufgrund seiner »destruktiven Tendenzen auf dem Gebiet der Religion und Politik« als »atheistisch und demagogisch« verboten war. Die Kaufmannsgattin Morgenstern gründete den »Pfenningverein zur Unterstützung von Schulkindern, Volks- und Suppenküchen«, eine »Mägdeherberge«, den Berliner Kinderschutzbund, die »Akademie zur Fortbildung junger Damen« und den

Foto: Conny Konopatzki

»Berliner Hausfrauenverein«. Damit war sie in erster Linie Initiatorin zahlreicher sozialer Projekte. 1874 gab Morgenstern dann mit der »Deutschen Hausfrauen-Zeitung« das Organ der radikalen bürgerlichen Frauenbewegung heraus, nachdem sie bereits einige Jahre zuvor ein Kochbuch für preiswerte Speisen publiziert hatte. Christine Geffers Browne ließ es aber nicht an kritischen Wertungen der Persönlichkeit der »Suppen-Lina« fehlen, die immer wieder rassistischen und sexistischen Anfeindungen ausgesetzt war.

Während der Potsdamer Konferenz wurde immer wieder der Wunsch geäußert, das »Lexikon zu Leben und Werk jüdischer Frauen im 19. und 20. Jahrhundert« von Jutta Dick und Marina Sassenberg aus dem Jahr 1993 grundlegend zu überarbeiten und mit neuen Erkenntnissen, wie sie auch die Potsdamer Konferenz an Licht brachte, zu ergänzen.

Uwe Kraus



Die Referentinnen alias »Salondamen und Frauenzimmer« der Tagung (v.l.n.r.): Hanna Lotte Lund, Anna-Dorothea Ludewig, Senka Brankovic (am Klavier) Christine Geffers Browne, Nele Thomsen, Helen Thein-Peitsch, Jeanette Toussaint, Ines Sonder, Elke-Vera Kotowski, Jutta Dick. Im Hintergrund das Gemälde »Abend über Potsdam« von Lotte Laserstein, dessen Original vier Tage nach der Veranstaltung in Potsdam als Neuerwerbung in der Neuen Nationalgalerie zu Berlin präsentiert wurde. Damit kehrte das Hauptwerk der deutsch-jüdischen Malerin nach 73-jährigem Exil an die einstige Wirkungsstätte der Künstlerin zurück.

Der Rahmen fügte sich dabei bestens in das Thema der Konferenz ein: Die Selbstemanzipation deutsch-jüdischer Frauen in zwei Jahrhunderten in Religion, Kultur und Gesellschaft wurde hier vom 30. September bis zum 1. Oktober begleitend zur Ausstellung »Preußens Eros – Preußens Museen« betrachtet.

Mit Otilie Assing, Rahel Varnhagen, Henriette Herz, Lotte Laserstein, Lina Morgenstern und Anna Zielenziger stellten die Referentinnen Repräsentantinnen der Kunst, der Literatur, der Musik, der Politik, des Gemeinde- und Sozialwesens in den Mittelpunkt der Betrachtungen, die zum Teil allgemein bekannt sind, aber auch solche, die zu Unrecht in Vergessenheit gerieten. Die dargestellten Frauen, so die Forscherinnen, mussten ihren Kampf um das Recht auf Selbstbestimmung und ihre gesellschaftliche Gleichstellung sowohl als Frauen wie auch als Jüdinnen führen.

In ihrer Arbeit »Aufgeklärte Frauen – koschere Küche?«, vorgetragen von Prof. Dr. Christine Geffers Browne, widmete sich Annie Falk von der Columbia University, New York, dem speziellen »Frauenzimmer«, der Küche als weiblich besetztem Ort. Dort entwickelte sich der Konflikt zwischen Zeitgeist und den Küchenregeln der Tora, vornehmer Bürgerlichkeit und Ritualen, wobei in der Reformbewegung die Speisegesetze an Bedeutung verloren. Die Hausfrau regelte traditionell die Küchendinge. Mit dem Erscheinen erster Kochbücher wandelte sich ihr Bild. Als Autorin gewannen sie publizistische Autorität, mit dem Auslegen der religiösen Regeln erhöhte sich ihre Autorität, weil diese bis dahin ein männliches Privileg gewesen waren.

Preußens jüdische Salonièren um 1800 sind für Hanna Lotte Lund (Max Planck Institut, Berlin) »Wegbereiterin bürgerlicher Öffentlichkeit«. Sie seien Museen gewesen.

Gedenken an den Steinen der Erinnerung

Das bisher unbekanntes Schicksal zweier Kinder aus Halberstadt konnte nun geklärt werden

In den »Gedenkbüchern« zur Erinnerung an die »Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1939–1945«, die 2006 vom Bundesarchiv Koblenz vorgelegt wurden, sind die meisten der Halberstädter Opfer nicht genannt. Es fehlten wesentliche Unterlagen für Halberstadt, wie z. B. die Gestapo-Deportationslisten. Deshalb finden sich in den Gedenkbüchern nur die Halberstädter Opfer, die von ihren Familien an die nationale Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem gemeldet worden waren.

Die Steine der Erinnerung vor dem Halberstädter Dom wurden 1992 zum sechzigsten Jahrestag der Deportationen vom 12. April 1942 und 23. November 1942 errichtet. Sammellort für die Deportation am 12. April war das Einwohnermeldeamt, das sich am Domplatz, direkt gegenüber dem Hauptportal des Domes befand. Die Steine der Erinnerung wurden deshalb mitten auf der Straße, den Autoverkehr behindernd, installiert, um die Öffentlichkeit des Ortes der Deportation erfahrbar zu machen.

Auf den Steinen sind die Namen der 150 Opfer eingraviert, die im April bzw. November 1942 von Halberstadt aus deportiert wurden. Es waren dabei auch Personen aus Oschersleben und Wernigerode. Als Grundlage für die auf den Steinen aufgeführten Namen und Geburtsdaten diente eine bei Werner Hartmann in der Reihe »Juden in Halberstadt« veröffentlichte Liste. Laut Auskunft des Bundesarchivs Koblenz wurden vermutlich insgesamt 450 Halberstädter Juden deportiert, dann aber von anderen Städten aus. Viele hatten sich für die vermeintliche Anonymität der Großstädte entschieden, nicht zuletzt in der Hoffnung, dort eher eine der begrenzten Quotennummern für die Einreise in Flüchtländer zu bekommen.

Nun ist eine Kopie der Gestapo-Deportationsliste für Halberstadt in Israel bei der nationalen Gedenkstätte Yad Vashem abgegeben worden. Sie macht es möglich, zumindest die offenen Fragen zum Verbleib zweier Kinder zu klären, die beide auf den »Steinen der Erinnerung« nicht genannt sind: Israel Lundner und Ruth Tuchler.

Israel (Josef) Lundner am 17. Juni 1927 in der ersten Ehe des Leiters der Jüdischen Schule Westendorf geboren, wurde laut der Gestapo-Liste mit seinem Vater Jakob Lundner, dessen Frau Klara und deren fünf gemeinsamen Kindern Sulamith, Babette, Rahel, Mirjam und Eli am 12. April 1942 von Halberstadt aus über Magdeburg ins Warschauer Ghetto deportiert. Dort verlieren sich die Spuren.

Ruth Tuchler, geboren am 2. Juni 1925 wurde mit ihren Eltern Berthold und Bertha Tuchler am 12. April 1942 von Halberstadt aus über Magdeburg ins Warschauer Ghetto deportiert. Auch ihre Spuren verlieren sich dort.

Von Ruth Tuchler sind aus dem Jahr 1939 drei Briefe erhalten, die sie an ihre beste Freundin Lilly Cohn nach England geschrieben hatte, wohin Lilly im Juli 1939 mit einem Kindertransport gerettet worden war. Ruth Tuchlers Briefe, die wir hier leicht gekürzt dokumentieren, erzählen von den vergeblichen Bemühungen, ihr Leben zu retten.

Jutta Dick

30. August 1939

*Meine [gemalte Blümchen]
Eben will ich nach Post von Dir mein I. Lillichen fragen u. kann daher gleich anschr[eiben]. Deine I. Briefe habe ich erhalten u. habe immer geantwortet. Jetzt wirst Du sie wohl alle haben. Ida hat sich nun auch mal bequehmt. Wir ziehen in den nächsten Wochen in die Schule, in die Wohnung wo jetzt noch Fr. Mägdefrau wohnt. Wegen der Auswanderung fragtest Du, ich habe nichts. Hat Dich Werner schon besucht? Da ich sonst auf dem Felde arbeiten muss, gehe ich wieder zur Schule, und schreibe für Herrn Lundner Noten. Wahrscheinlich [ich] fahre ich bald zu einer reichen Familie nach Bremen. Die Eltern von Fr. Rosenbaum. So, mehr geht nicht ein. Für heute 10.000 Küsse u. noch mehr Küsse
Deine [gemalte Blümchen]*

Berlin 13.9.39

*Mein I. kleines Herzchen!
Sei mir nicht böse, dass ich noch nicht schrieb, aber ich habe stets um Deine Adresse gebettelt und bis jetzt darauf gelauert. Leg' bitte recht bald an Deine I. Eltern was bei. Wie mir Ruth Lindh[eimer] schrieb geht es Dir sehr gut. Ich habe leider keinen anderen Ausweg, als die Jugendliljah mehr u. darum hatte ich mich an sie persönlich gewandt. Sie versprochen mir, dass ich Mitte August in ein Vorbereitungs-lager komme. Dort bin ich vierzehn Tage. Salli Edelnand ist gerade zurückgekommen. Bald werde ich dann nach England verschickt. Dort erwarte ich dann mein Zertifikat (u.a.) für Palästina. Hoffentlich sehen wir uns nochmals wieder. Was denkst Du, wie oft ich Deiner gedenke, und wie ich mich freue, wenn von Deinen I. Eltern ein paar Zeilen kommen. [...] Sonst wohne ich in Berlin. Dort haben wir einen schönen Dachgarten. Ich arbeite meist im Büro. (Langweilig) Morgen Abend, am 14.9. gehe ich mit meinem Onkel zum Kulturbund. Es wird das Stück »Gräfin Maritza« gespielt. Das soll sehr schön sein. Ja, das wäre alles ganz schön und gut, wenn es mir sonst gefiele. Meine verehrten Tanten und Onkel piesacken mich wo sie nur können. Nein, zu Hause ist es entschieden schöner. Ich muss leider viele Kränkungen erfahren und gehässige Redensart über meine I. Eltern ruhig mitanhören. [...] Ich tue wohl, aber innerlich kocht's dann bei mir. [...] Nun will ich schlüssen, recht bald Antwort erwartend verbleibt mit vielen 1000 Grüßen u. Küssen Deine R. Tuchler, P. Adr. Max Rittler Berlin W 30, Steinerstr. 1*

Gestern waren wir bis 1 Uhr im Kulturbund und noch bis ¼ 4 in einem Lokal. [...]

My little sweet

Blankenese 2.10.39

*(Lilly) Montag
Jetzt will ich Dir nach langer Zeit einmal wieder schreiben. Nun bin ich schon die 3. Woche hier im Vorbereitungs-lager Blankenese. Nächste Woche, oder*

in 14 Tagen soll ich, wenn ich mich in allem bewährt habe, bestätigt werden. Um nicht durchzufallen, muss man kameradschaftlich, gehorsam, arbeitsam und mit allem zufrieden sein. Dies alles ist nicht so einfach, denn ein Vergehen kann die Bestätigung wacklig machen und man muss nochmals 4 Wochen bleiben. Ist alles verloren, wird man nach Haus geschickt. Hoffentlich klappt bei mir alles. Eben kommt unsere Hauswirtschaftlerin Rahel. Sie sagt, wir sollen ins Bett gehen, in 10 Minuten will sie das Licht ausmachen. – Also gute Nacht. – Dienstag Jetzt ist 4 Uhr. Gerade bin ich fertig mit Kartoffeln schälen und abwaschen. Ich habe jetzt schon fast eine Woche Rücken – und Bauchschmerzen. Darum bin ich vorgestern nach Hamburg-Dammtor ins jüd[ische] Krankenhaus gefahren (einen Arzt gibt es hier nicht.) Zuerst musste ich von unserem Lager aus ¾ Stunde auf einer Landstrasse bis Blankenese laufen. Dann bin ich mit der Vorortbahn, ein Zug elektrisch getrieben, bis Dammtor gefahren.

Das ist eine ganz schöne Strecke. Zuerst ging ich ins Krankenhaus. Der Arzt sagt, ich dürfte nicht zu schwer arbeiten. Er verschrieb mir Pillen. Dann ging ich noch etwas spazieren. Hamburg ist sehr schön. Wir wohnen hier mitten im Walde. Das Haus ist sehr gross. Die Mädchen haben zwei Schlafsäle und die sind unten. Die Jungen haben an ihren 3 Schlafräumen 3 Balkons, sie schlafen oben. In meinem Zimmer sind 6 Mädchen. Im anderen Zimmer 5. Bei uns schläft auch die Rahel. [...] Im Badezimmer und Toilette muss ich die Wände warm abwaschen, das Waschbecken, alle Waschsüsseln und die Badewanne auswaschen und den Boden auskehren und aufwaschen. Um ½ 1 gibt es Mittag. Dann haben wir entweder Sicha, Chumisch, Ivrih oder Thefillo. Von 4 – 5 Uhr Freizeit und von 5 – 6 Sport. Dann müssen wir uns umziehen und haben noch Stunde. Den Tisch decken, Brote schmieren und abwaschen muss dann der Abenddienst. Morgens macht dies der Frühdienst. Auch gibt es einen Schabatdienst. Der beginnt schon am Freitag um [Zahl verwischt] Uhr. Das ist viel Arbeit. Diese 3 Dienste habe ich schon einmal gehabt. Immer ein Mädle mit einem Jungen. Es geht nach Freundschaft. Bei mir wussten sie keinen, und sie gaben mir den ersten besten. Ich führe hier keine Freundschaft mit einem Jungen. Eine Freundin habe ich. Die heisst Ellen. Hier sagt man jedem alles ins Gesicht, ich sagte ihr, dass ich keine Freundin mehr haben könne, die Dir gleicht, denn Du warst und bist mir gleichzeitig eine Schwester. Ich zeigte ihr Dein Bild, und sie gab das zu. Übrigens 100000 Dank für das süsse [gezeichnete Davidstern mit den Initialen LC] Ich habe es immer um und nicht um die Welt würde ich mich von ihm trennen.

*1000 Grüsse und Küsse Deine
Ruth*

Salli Edelnand und Ruth Lindheimer konnten wie Lilly Cohn mit einem Kindertransport nach England gerettet werden. Sallis Schwester Ida, seine Eltern Isidor und Irene Edelnand, Ruth Lindheimers Mutter Nanny und ihre Großmutter Helene Lewin, Lillis Eltern Margarete und Ernst Cohn wurden am 12. April 1942 deportiert.

Das 3. Heft des 62. Jahrgangs (2010) der »Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte« (ZRG) widmet sich aus Anlass des »Humboldt-Jahres«, 200 Jahre nach Gründung der Berliner Universität, dem Thema Bildung und Wissenschaft in Berlin. Julius H. Schoeps beleuchtet den Einfluss von Moses Mendelssohn und David Friedländer auf die Reformkonzepte Wilhelm von Humboldts. Hannah Lotte Lund zeigt Wilhelm von Humboldt als Teilnehmer der Berliner Salongesellschaft und rekonstruiert so die Anfänge der deutsch-jüdischen Geselligkeit in Berlin. Sebastian Panwitz schildert die großzügige Unterstützung, die Alexander von Humboldt als Gelehrter und Forschungsreisender durch die Mendelssohns erfuhr. Werner Tress diskutiert, inwieweit die Berliner Universitätsgründung tatsächlich vom neuhumanistischen Bildungsideal inspiriert war; ein Blick in das erste Vorlesungsverzeichnis, das hier erstmals vollständig dokumentiert wird, lässt vermuten, dass dem Staatsnutzen ein deutlich höherer Stellenwert beigemessen wurde als die »Ideen und Gestalt«-Schriften des 20. Jahrhunderts vermuten lassen. Im Miscellenteil berichtet Yvonne Maaß über Bedeutung und Verbleib der naturkundlichen Sammlung Adelbert von Chamisso, und Christoph Kopke stellt aus Anlass des 300. Jubiläums neuere Literatur zur Berliner Charité vor. Das Heft enthält einen Nachruf von Joachim H. Knoll

auf den jüngst verstorbenen Michael Salewski und einen ausführlichen Besprechungsteil.

Ende 2010 erscheint Heft 4, mit Beiträgen von Almut-Barbara Renger und Alexandra Stellmacher über den Säulenheiligen Simeon Stylites, Isaac Kalimi über das Buch Ester im Judentum, Ezio Gamba über das Problem der künstlerischen Darstellung des Göttlichen in der Ästhetik Hermann Cohens sowie von Sandro Gorgone über Heideggers Auseinandersetzung mit dem Urchristentum.

Die vom »L. A. Pincus Fund for Jewish Education in the Diaspora« initiierte Studie »Jews and Jewish Education in Germany Today«, an der mehrere Mitarbeiter des Moses Mendelssohn Zentrums Potsdam maßgeblich beteiligt waren, ist nach zweijähriger Forschungsdauer abgeschlossen. Das von dem Tel Aviver Professor Eliezer Ben Rafael geleitete Projekt basierte auf einer empirischen Umfrage unter mehr als 1.000 Juden in ganz Deutschland, 25 Experten-Interviews und einer umfassenden Dokumentation von jüdischen Bildungseinrichtungen in der heutigen Bundesrepublik. Unter anderem stellten die Forscher fest, dass das Interesse an jüdischer Bildung auch unter Juden außerhalb der etablierten Gemeinden relativ hoch ist und dass säkulare Grundhaltungen nicht zwangsläufig zur kulturellen Assimilation in das nichtjüdische Umfeld führen. Eine Publikation der Studie in englischer Sprache ist in Bälde im Brill-Verlag (Leiden/Boston) geplant.

Die Wanderausstellung über den deutsch-jüdischen Philosophen und Hannoveraner Volkshochschulgründer Theodor Lessing (1872–1933) wurde bis zum 10. November in der Kreisvolkshochschule Lich gezeigt. Ab 20. März 2011 wird sie, organisiert von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Siegerland e.V., in Siegen und anschließend (ab 28. April 2011) in der Synagoge in Celle (organisiert vom Stadtarchiv Celle) zu sehen sein. In der Ausstellung, die unter Leitung von Dr. Elke-Vera Kotowski von Studierenden der Universitäten Potsdam und Hannover erarbeitet wurde, nimmt ein Schreibtisch den zentralen Raum ein. An diesem wurde Theodor Lessing kurz nach seiner Flucht aus Deutschland im böhmischen Marienbad erschossen. Es scheint, als läge auf dem Schreibtisch alles so da, wie damals, Ende August 1933: In einer alten Triumph-Reiseschreibmaschine ist ein Blatt Papier eingespannt, auf dem die ersten Zeilen eines Vorwortes getippt wurden. In den Schubladen befinden sich Dokumente und Fotografien von Theodor Lessing und seiner Familie. Gleich neben dem Schreibtisch steht ein Liegestuhl, auf dem Lessing noch vier Tage vor seiner Ermordung für ein Foto posierte.

Über »Die späten Versuche der DDR, ihr gestörtes (Nicht-)Verhältnis zum Staat Israel zu reparieren« referierte am 28. Oktober MMZ-Projekt-Mitarbeiter Olaf Glöckner im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam. Obwohl sich während der 1980er-Jahre das Verhältnis des SED-Regimes zu den Jüdischen Gemeinden im Land tendenziell verbessert und eine vorsichtige Öffnung zum Staat Israel stattgefunden habe, seien politisch intendierter Antizionismus und antijüdische Propaganda bis zum Herbst 1989 belegbar, so Glöckner. Es liege nahe, dass antiisraelische Stereotype aus jener Zeit auch heute in Teilen der Bevölkerung nachwirkten.

In der Reihe »Potsdamer Köpfe«, die in Kooperation mit ProWissen, Lauf e.V., der Universität Potsdam und dem Verein Soziale Stadt Potsdam veranstaltet wird, hält Dr. Elke-Vera Kotowski am Vormittag des 3. Advent eine »Sonntagsvorlesung« im Kutschstall des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte. Vortragsthema wird Theodor Herzl und sein Roman »Altneuland« sein.

12. Dezember 2010, 11 Uhr,
Am Neuen Markt 9, Potsdam.

Anfang November besuchte die Kultusministerin von Sachsen-Anhalt, Brigitta Wolff, die Moses Mendelssohn Akademie (MMA) in Halberstadt. Dort traf die Ministerin, die von lokalen Landtagsabgeordneter begleitet wurde, mit Julius H. Schoeps, Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam und Vorsitzender der Moses Mendelssohn Stiftung, sowie der Direktorin der MMA, Jutta Dick, zusammen. Im Berend Lehmann Museum für jüdische Geschichte ließ sich Wolff zunächst die wechselvolle Geschichte der jüdischen Gemeinde und die umfangreiche Arbeit der Akademie in Halberstadt erläutern. In der Einrichtung werden zum Beispiel Seminare für Journalisten, Geschichts- und Religionslehrer, Autoren



Kultusministerin Brigitta Wolff (rechts) mit Jutta Dick. Foto: U. Kraus.

und Redakteure von Schulbuchverlagen und Tagungen zu Themen wie Integration und Ausgrenzung oder zum deutsch-jüdischen Zusammenleben angeboten.

Doch auch die schwierige finanzielle Lage der MMA wurde thematisiert. Das Land fördert die Einrichtung bislang mit 65 000 Euro pro Jahr, die Stadt Halberstadt mit 25 000 Euro. Schoeps bezeichnete dies als »nicht ausreichend«, da lediglich die Fixkosten damit gedeckt werden könnten. Rund 50 000 Euro fehlten, damit die Akademie einen ausgeglichenen Haushalt habe. Bislang habe diesen Betrag ein privater Spender bezahlt, der jedoch dies künftig nicht mehr übernehmen könne. Deshalb müsse neu verhandelt werden, so Schoeps. Wenn keine Lösung gefunden wird, sieht Schoeps den Bestand von Akademie und Museum ernsthaft gefährdet. Trotz Bedenken in Bezug auf die Umsetzbarkeit, wird die MMA nun auch den Vorschlag der Ministerin prüfen, inwieweit sich der Akademiebetrieb »mehr in eine wirtschaftliche Richtung« entwickeln könnte.

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snaflu.de

Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00